

Im Hexenring.

Roman von A. Schoebel.

(V. Fortsetzung u. Schluss) (Nachdruck verboten.)
Sie von einem spitzen, scharfen Messer fühlte sich das Mädchen getroffen durch das Wort. „Du hast mich geküßt,“ stammelte sie, — „Du hast mich gemalt mit nackten Füßen — — ich muß doch Deine Frau werden!“

Er trat einen Schritt zurück, die Arme auf dem Rücken kreuzend. Kopfschüttelnd blickte er sie an. Hatte sie den Verstand verloren?

Dies kleine Mädchen sollte er heiraten, weil sie ihm Modell gestanden hatte? Weil er ein paar Küsse auf ihre verlangend geöffneten Rippen gedrückt hatte?

— Er warf den Kopf zurück. Nun, das hieß doch die Naivität etwas weit treiben —!

Die Stirn wurde ihm heiß, er zog sein Taschentuch und bewegte es rasch und heftig. Ein schwerer süßer Duft breitete sich aus.

Durch Hannahs Inneres ging ein zerreißender Schmerz. Dieser Duft, — Herr Gott! Dieser Duft, — — kannte sie ihn nicht? Der hing an ihrem silberstreifigen Schal, allen Sachen der stummen Tilla hatte er angehaftet, — — dieser Duft, der Träume weckte!

Todeskälte rann ihr durch die Glieder. Eine Erkenntnis dämmerte ihr auf, — eine Erkenntnis, — schneidend grell, vernichtend deutlich.

Dieser Mann da, den sie liebte, den sie als ihr eigen betrachtete, kein anderer als er war's gewesen, der Tilla verraten, unglücklich gemacht, — beinahe um den Verstand gebracht hatte!

Dieser Mann, Alexander Rossen, — der große, berühmte Maler von Madonnen und Engeln.

Der Kopf sank ihr auf die Brust. Sie tastete mit den Händen nach einem Halt. Da schlugen harte Laute an ihr Ohr.

„Sie geben sich da einer Einbildung hin, mein Fräulein, — einer Einbildung, die mir einem leichten Fieberanfall entsprungen zu sein scheint. Schon, als ich Sie vorhin hier erblickte, ist mir Ihr verstörtes Aussehen aufgefallen, neben der völlig unangebrachten Bekränzung.“ Er stieß das verwelkte Glockenblumengewinde mit dem Fuße zur Seite. Dann ging er mit knappen, raschen Bewegungen auf und ab. „Heiraten? Ja — Sie?“ Er lachte kurz auf. „Ich bin mir nicht bewußt, Ihnen auch nur den Schatten einer Hoffnung erweckt zu haben. Nicht den Schatten! Sie haben mir Modell

gestanden. Gut. Es war sehr lieb von Ihnen. Aber das haben Hunderte vor Ihnen getan. Ganz große Damen! Gräfinnen, falls Sie das besser verstehen sollten. Aber deswegen Ansprüche an mich zu stellen, darauf ist keine gekommen, sie rechneten sich das zur Ehre. Verstehen Sie mein gutes Kind, zur Ehre —“
 Er war vor ihr stehen geblieben, von ihrem

Er schritt schon wieder auf und ab und blieb dann vor dem Berlmuterische stehen, dessen Platte den Lederrahmen trug. „Judem — — ich bin verlobt. Hier das Bild meiner Braut.“

Hannah schreckte auf, als habe ein Schuß sie getroffen. Dann wich sie langsam zurück, ohne sich umzuwenden, — von dem unbestimmten Drange getrieben, das furchtbare, seiner Menschlichkeit entkleidete Wesen im Auge zu behalten, von dem ihr geheimnisvolles Verderben drohte, — unabsehbarer Jammer, unlösliche Verzauberung —! Dieses Wesen, das sie in einen Hexenring gezogen hatte —!

„Kein schluchzender Laut drang aus ihrer Brust, kein Wort, keine Anklage, — kein Stöhnen. Aber sie fühlte das Blut gerinnen in ihren Adern, sie fühlte ihr Gesicht kalt und feucht werden — —. Halb ohnmächtig schob sie sich rückwärts, immer rückwärts, einem Gefühle gehorchend, das größer war als ihre Schwäche. Dem Gefühle des Stolzes.“

Noch hatte sie den Ausgang nicht erreicht, da hörte sie ein Rascheln im Nebenraume, — vernahm Laute der Ungeduld, rauh und leidenschaftlich, in einer fremdartigen Sprache hervorgestoßen.

Die seidenden Zelttücher hatten sich auseinandergeran, — ein nackter, brauner Arm streckte sich hindurch, zwei dunkle Augen funkelten aus einem von pechschwarzen Flechten eingerahmten Gesicht heraus. Jetzt schob sich eine Gestalt nach. Eine Gestalt in zerlumpten Kleidern, aber königlich, hoch, üppig, prachtvoll, — den Leib umwickelt mit einem grellfarbigen gelben Tuche.

Hannah durchfuhr's. „Ein Zigeunerweib!“ stieß sie hervor, — floh dann davon über die Leppiche, über die bunten Zelle — floh die Treppe hinab, an dem Diener vorbei, der faulenzend über zwei Stühle hingestreckt lag und rauchte.

Sie riß die Haustür auf, — krachend fiel sie hinter ihr ins Schloß, — die Tür zu ihrer Welt, zu der Welt, von der sie geträumt, und in der sie ein paar Sekunden der Seligkeit verlebt hatte!

Was sollte nun werden? Was? Sie fühlte sich dem Zusammenbrechen nahe, aber sie mußte weiter, fort von der Schwelle

bessern, der — —
 Brennend schossen ihr die Tränen in die Augen.

Sie drängte sie zurück, zitternd, voller Anstrengung, mit ihrer letzten Kraft.

Weinen? Um den da oben? War der einer Träne wert? einer einzigen nur?

Alle hatte er betrogen, keine geliebt, — nicht Tilla, nicht sie, — nicht so und so viele andere



Vizeadmiral Scheer, der Sieger in der Nordseeschlacht wurde vom Kaiser zum Admiral befördert und erhielt den Orden Pour le mérite.

verzweifelten Gesicht glühte ihm die heiße Scham entgegen.

„Ah — Sie meinen die paar Küsse von vorhin. Kindchen, Sie sind doch hier in mein Haus eingedrungen, haben mich — — hm — — wie sag ich gleich — — haben mich überfallen, — leider finde ich kein anderes Wort! Niemand wird mir einen Strich daraus drehen, daß ich voraussetzte, Sie seien gekommen, um — hm — ein Schäferstündchen zu erlangen.“

von denen sie nichts wußte. Ausgenutzt hatte er alle, sie seinen Zwecken dienstbar gemacht, und sie dann gleichgültig aus seinem Bege gehoben, wie ein Ding, eine Sache.

Und seine Braut? Würde er ihr die Treue halten?

Vielleicht würde sie ihn beherrschen. Stolz und streng genug sah sie aus, — und sie trug eine Gerte in der Hand, gleichsam als Wahrzeichen ihrer Macht, zu strafen und zu rächen.

Hannah stolperte vorwärts. Ihre Füße trugen sie, ohne daß sie wußte, wohin.

Gab es denn überhaupt noch einen Platz für sie auf der Welt? Nach dem, was diese Stunde über sie gebracht hatte?

Sie schlug die Hände vors Gesicht. Aus ihrem Herzen stieg es hart und stoßend: Nein —!

Sie schleppte sich durch den fremden Ort, sie trat unter die Waldbäume. Blind schienen ihre Augen zu sein, taub ihre Ohren. Die Hände hielt sie fest ineinander gekrampt.

Doch die Füße, die trugen sie weiter, — immer weiter — ohne ihr Wissen, ohne ihr Wollen.

Jetzt traten sie in hohes, weiches Gras — Ein Juden durchlief Hannahs Körper. Jetzt wurde sie sehend —!

Die Königskörzen-Wiese —! Einen Schrei des Jammers ausstoßend, hegte sie drüber hin, — jagte in das Dickicht hinein, mitten zwischen die Dornen —

Zum Ring, — zum Hengenring! Dort sterben, umkommen, in den Erdboden versinken, auslöschen wie ein Irrlicht —!

Nun empfand sie kein Bangen mehr, keine Furcht, kein Grauen vor dem verhehten Orte. Eine Heimat schien sich ihr dort zu öffnen, ein Schoß, um ihr Haupt betten zu können zum ewigen Schlafe.

Sie hob den brennenden Blick. Nun schlachtete sie wild auf. Der Hengenring! Auch er stieß sie aus, wollte sie nicht. Hatte sich zurückgezogen vor ihr. Berichtet vom Regen lagen die Pilze, ins Moos verschwimmt. Kein Ring, kein Kreis, kein Kranz, keine Stätte — kein böser Ort mehr, sie zu vernichten, sie in seine erstickende Finsternis zu ziehen.

Vorbei der Zauber, machtlos das Gift der Erde! Sie ließ sich auf dem faulenden Baumstamme nieder. Um sie her hüchelte es, raschelte es, kroch.

Kein Schauer glitt ihr über den Leib. Der war kalt vor Entsetzen über das, was ihrer Seele geschahen war.

Ganz still saß sie. Zusammengekrümmt. Saß stundenlang. Der Abend war heraufgezogen. Nun kam die Nacht.

Ein paar Schattens zitterten durch ihr Hirn. Man würde sie vermissen in der „Forelle“. Sie suchen. Man würde sie hier finden, vielleicht schon am nächsten Morgen. Tot.

Tot?

Wer sollte sie töten hier in dem stillen Waldwinkel? Das Grauen? Sie empfand keins. Der Zauber des Hengenrings? An den glaubte sie nicht mehr. Vergaren Zauber gab es, der von Menschenherzen ausging, von bösen, falschen. Zu Dual und Not und Jammer und Verstrickung hatte dieser Zauber sie in seinen Ring, — den wahren, den echten Hengenring, gezogen; die leuchtenden Teile seines Kreises waren nicht feurige Pilze, sondern lodende, schimmernde Illusionen, reizende Wahnbilder —! Und im Mittelpunkte er, — er, — der Geliebte, Verhaßte, der herzlose Verräter!

Diesem Zauber war sie verfallen gewesen, der hatte sie glücklos gemacht, elend, zum Sterben elend, — aber töten würde er sie nicht!

Auch ihre Verzweiflung, ihre Scham und Pein würden sie nicht ums Leben bringen. Langsam richtete sie sich auf.

Sollte man sie tot finden, so mußte sie selber, — sie selber —

Sie schüttelte sich. Aber es mußte sein, mußte!

Es war Abend geworden. Ein paar hundert Schritte von Hannah entfernt rauschte der Fluß, der Fluß, in den die eigene Mutter sie einst geworden, wie ein Bündel, wie etwas Ueberflüssiges, wie eine Last, — in der Hoffnung, daß sie unkommen würde.

Hannah erhob sich schwankend. Nun sollte dieser Wunsch sich erfüllen, — nach so vielen Jahren!

Sie schleppte sich ins Gebüsch. Ihr Fuß stieß gegen Wurzeln, niemand hob sie darüber hinweg. Sie riß sich an den Dornen, — keine Hand wehrte ihr die Stacheln ab. Ueber ihr Gesicht klagte ein langer Riß, — das Haar sank ihr vom Scheitel herab.

Flußwärts schlich sie. Jetzt vernahm sie sein Murren und Loden, — jetzt schimmerte er durchs Gebüsch. Jetzt breitete er sich spiegelnd vor ihr aus.

Es rauschte im Schilf, — schillernde traurige Augen gleiteten ihr daraus entgegen, — lodten, lodten: „Komm!“ Verließen ihr Ruhe, versprachen ihr Trost, Vergessen, — ein Ende der wütenden Dual und Scham.

Schon fühlte sie ihre Füße sich tief einbrüden in den jumpigen Uferboden, — mühsam nur kam sie vorwärts.

Zitternd blickte sie noch einmal zurück. Wie eine schwarze Mauer rundete es sich hinter ihr, — Dornengestrüpp, Büsche, der Wald.

Und vor ihr das Blinken, das Schillern, das Loden, das leise, tröstliche Rufen: „Komm! — komm!“

Sie zog die Füße aus dem Morast. Unter ihren Tritten lief jetzt trübes Wasser zusammen. Dort drüben öffnete sich eine Lücke im Schilf. Da mußte sie hindurch —!

Der Wind strich ihr über die Stirn, wie mit unsichtbarer Hand, er beugte die hohen Schilfripfen, daß sie einander mit leisem Rauschen berührten. Hannah biß die Zähne zusammen. Hinunter! Nur rasch, rasch! Ein Zusammenhaudern, ein kurzer Frost, und alles war vorüber.

Sie bog sich vornüber, ihre Finger spreizten sich, — sie wollte die Augen schließen. Da sank etwas vor ihr nieder vom Himmel, den ihr letzter Blick schon gesucht. Ein langer, silberner Faden schoß herab, wie ein Band zwischen Himmel und Erde. Eine Sternschnuppe.

Hannah zuckte zusammen. Eine Sternschnuppe! Laurentius war nahe, — Laurentius! Ihr Versprechen fiel ihr ein, — Klaus, — sein Harren und Bangen —!

Ein Stöhnen drang ihr aus der Brust. Lebend hielt sie sich aufrecht, hinstarend auf die Stelle, an der die Sternschnuppe erloschen war.

Der Fluß blinkte und rauschte. Auch er schien zu flüstern, zu reden, — mit dumpfer klagender Stimme.

Aber kein Raunen lockte nicht. Eine Erinnerung weckte er in ihr. Welche Erinnerung —! Er mahnte sie, daß er sie nicht nur geschaukelt und gewiegt hatte, — damals, — damals —. Er rief's ihr ins Gedächtnis, daß er sie auch zu guten Menschen getragen hatte, zu guten Menschen, von denen ihr nichts als Treue und Liebe zuteil geworden war.

Nichts als Treue und Liebe! Und die dachte sie ihnen zu lohnen mit schwärzestem Unbante, mit einem Leide, für das es kein Gutnachen gab, keine Reue, keine Abbitte! Dachte ihnen

entseelt entgegen zu schwimmen auf der nämlischen dunklen Flut, aus der sie sie einst gerettet hatten.

Sie weinte plötzlich laut. Weinte, daß sie zitterte. Das Wasser stand ihr schon bis über die Knöchel. Konnte sie noch zurück —?

Die Worte des Gegenstunders fielen ihr ein: „Und wenn es Ihnen auch einmal so scheinen sollte, als ob das Leben nicht viel wert sei, — dann, kleines Mädchen, dann denken Sie daran, daß es einen Menschen gegeben hat, der mit den Händen nach Futter gewühlt hat im Rehrich, und der doch Gott gedankt hat, als —“

Hannahs Herz begann zu klopfen, bang und laut. Mit den Händen um Futter gewühlt! Und sie —? Und sie —? Hatte man sie nicht behegt und gepflegt und warm gekleidet und behütet und beschützt? Und sie, — sie wollte selber —

Zimmer tiefer fühlte sie sich einsinken. Ihr war's, als drücke eine schwere Last sie in den Boden.

Die Last ihrer Schuld —! Hatte sie nicht die trauliche kleine Umwelt, die sich so freundlich für sie aufgetan, verdorrt? Um ihre Gedanken in trügerische Fernen iren zu lassen, in Märchenländer, die es nicht gab, — zu Menschen, die nirgends lebten —!

Das treue, ichtliche Gefühl, das Klaus ihr entgegengebracht hatte und das seit und stark genug war, um sie ein ganzes Leben lang zu tragen, zu halten, zu schützen, — das hatte sie hingeben wollen für eine Eintagsliebe, — für weniger als das, für ein Nichts, für einen Traum!

War er, dessen Namen sie nun kannte, er, der sie in den Hengenring gezogen hatte, es wert, daß sie um ihn starb? Nicht eine Träne hatte sie ihm nachweinen mögen, als sie aus seinem Hause fortgeführt war, und nun wollte sie ihm ihr Leben hinterwerfen, ihre Jugend, die Ruhe ihrer alten Pflegerktern, das Herzenglück eines treuen Menschen!

So giftig wirkte der Zauber noch nach?

Sie mußte ihn lösen, heben, sich befreien, — sie mußte!

Und als sollte sie ihre Füße aus verberstem, gierig schluckenden Edekreie ziehen, ließ sie ihre Tränen darauf niedertropfen, wie gewechtes Wasser, — rief sie die Eltern an, rief sie nach Klaus, wie nach guten, helfenden Geistern.

Jetzt hob sie den rechten Fuß, tappend rückwärts damit, — jetzt zog sie am linken. Tief war der eingetrunken, sie zog und zog, — das Grundwasser gurgelte unter ihr. Sie rang und kämpfte. Nun war sie frei —!

Reuend hob sie den nassen Kleidersaum. Rückwärts ging es, rückwärts durch Schlamm und Morast.

Wenn sie nur erst trockenen Boden unter sich gefühlt hätte. Wie wollte sie laufen, springen! Und morgen, morgen, da wollte sie an die Mutter schreiben, — bei ihr betteln, daß sie sie heimhole, bald, bald, — ohne Aufschub.

Auch an Klaus wollte sie schreiben, wollte ihm beichten, ihre Schuld, ihre Verstrickung. Wollte sich anklagen, sich nichts eriparen — ihn bitten, bitten —

Ob er ihr verzeihen würde — —?

Einen letzten, langen Blick warf Hannah über den Fluß hin. Der hatte sie geschaukelt, gewiegt, zu guten Menschen getragen. Die hatten sie aufgenommen, behegt und gepflegt, trotzdem sie eine Fremde für sie gewesen war, ein ausgelegtes, verstorrenes, totgewichtiges Kind.

Würden sie sie von sich weisen, nun das Meer des Lebens sie ihnen zuwarf, — wund, zerichlagen? Ihr Herz klopfte auf in bangem Hoffen.

Nun lief sie, — lief, rannte, eilte hin unter dem weiten, hohen Himmel, der von Sternen funkelte.

Zu Laurentius, da würden sie fallen, die Sterne, — einzeln, zu zweien, in Bündeln, in Garben — — zu Laurentius —!

Liebe greift auch in die Ferne,
Liebe fesselt ja kein Ort.
Wie die Flamme nicht overnemet,
Zündet sich an ihrem Feuer
Eine andre wachsend fort.
Schiller.



Der Sohn.

Skizze von H. v. Mühlensfelds.

Die Frau des Pfarrers Webling schritt langsam den schmalen Weg, der zu ihrem Hause führte, dahin. Sie kam aus der schönen Villa, die hart am Strand lag und der Witwe eines reichen Kaufmanns gehörte. Die Frau, die das große Haus mit ihrem kleinen Mädchen von 13 Jahren und einer alten Dienerin allein bewohnte, hatte am Vormittag zum Pastor Webling, dem sie begegnet war, gesagt: „Ich würde mich freuen, wenn Ihre Frau hin und wieder zu mir herauf käme!“ Und daraufhin hatte der Pastor bestimmt, daß der erste Besuch gleich am selben Tage ausgeführt werden sollte.

Geru war Frau Webling nicht hinaufgegangen — aber es hatte auch kein Grund zum Widerspruch vorgelegen.

Nun schritt sie langsam, nachdenklich, fast ein wenig traurig den Weg zurück.

Ein prachtvoller Herbstabend senkte sich nieder. Das Meer war tiefblau und rauschte so leise und einformig, schlug so gleichmäßig auf den Strand an, daß man das Gefühl hatte, als höre man von fern eine Mutter am Bett ihres Kindes ein Wiegenlied singen.

Der Himmel hatte ein viel helleres Blau als das große, schwere Wasser, und der Mond schwamm so weiß und weich an der hohen Wölbung wie einer der Schwäne, die im Teich vor der Villa dahinjagen.

Frau Webling dachte über die Innassin dieser herrlichen Villa nach. Wie ein Schloß lag der herrliche Bau inmitten eines großen Parks. Wislang hatte sie immer nur mit jenen, bewundernden Blicken zu dem prächtigen Besitz hinaufgeschaut und hatte dabei an Märchen aus der Kinderzeit denken müssen.

Oft war der Wunsch in ihr aufgestiegen, einen Blick ins Innere der reichen Villa zu werfen, aber sie hatte sich das so ausgedacht, daß sie allein, vor keinem Menschen gesehen, durch die Räume wandern und dann ebenso leise, wie sie gekommen, wieder gehen würde.

Sie war sonst gar nicht sehr ängstlich und scheu. Wenn sie ins Dorf hinunter zu ihren armen Leuten ging, dann war sie fest und sicher, wußte so genau, was sie zu tun und zu fragen hatte, wie irgendeine große Dame, die auf Parteit aufgewachsen ist.

Der Frau im weißen Hause gegenüber aber war sie wie ein verschüchtertes Kind gewesen, und die hatte sie mit so großen, forschenden Augen angeblickt. Diese Blicke hatten fast etwas beleidigendes an sich gehabt; sie fühlte sich gedemütigt und trug sich mit dem Gedanken, ihren Mann zu bitten, von weiteren Besuchen bei der reichen Frau abzusehen.

Frau Weblings Gestalt war schlank und jugendlich. In das Gesicht aber hatten sich Fältchen eingegraben, die eigentlich von Tag zu Tag tiefer wurden.

Draußen in Rusland kämpfte ihr Junge — ihr einziger. Keine Nacht verging ihr mehr friedlich. Kurz nach Mitternacht war es mit dem Schlaf vorbei, und dann jagten die Gedanken dem Sohne nach, irren auf Schlachtfeldern umher und führten ihr gräßliche Dinge vor Augen.

Ihr Mann hatte kein großes Verständnis für sie. Für ihn war es etwas Selbstverständliches, daß der Sohn trotz seiner 17 Jahre mit ausgezogen war. Ein Mann dachte eben anders über solche Dinge. Aber es war ja auch nicht nur die Verständnislosigkeit diesem Schmerz um den Sohn gegenüber, der sie kränkte. Er war so merkwürdig kühl, zerstreut oder gereizt in all der letzten Zeit.

Als sie durch die schmale Tür ihres Hauses schritt, hörte sie ihren Mann in seinem Arbeitszimmer mit großen Schritten auf- und niedergehen. In beherrschender Haltung trat sie ein und fragte:

„Störst du mich?“

Er gab keine Antwort. „Wie war es?“ fragte er begierig.

„Oh“, sagte sie verlegen. „Es war ja recht nett.“

„Recht nett!“ höhnte er.

„Nein, der Besuch ist wundervoll!“ verbesserte sie sich.

„Om — und die Frau!“

„Auch sie ist schön!“ sagte sie zögernd. „Sehr schön sogar.“

„Und klug und vornehm“, sagte er schneidend. Da senkte sie den Kopf, und ein glühendes Rot stieg in ihr Gesicht.

„Eine Frau, mit der man sich unterhalten kann!“ fuhr er fort. „Eine Frau, die Interessen hat; die gelesen und gedacht hat — die nicht nur „ja“ und „nein“ oder „ach“ und „oh“ sagt!“

Die Frau hatte sich in den dunkelsten Winkel des Zimmers zurückgezogen. Die Tränen lagen ihr schwer auf der Brust — eine wehe Ahnung stieg in ihr auf.

„Warum sagst Du nichts?“ herrschte der Pfarrer sie an. Aus seinem gesunden, schönen Antlitz drohten die Augen.

„Was soll ich sagen?“ fragte sie verzweifelt.

„Was Du sagen sollst? Nun, ich hoffe, ihr habt euch unterhalten. Ach hoffe, Du hast nicht vor ihr gestanden wie ein Weib aus dem Volke. — Ach, es ist furchtbar, wenn die Frau nicht mit dem Manne mitgeht. Wenn er allein fortschreitet, wenn sein Geist sich entwickelt und der des Gefährten bleibt ewig auf der alten Stufe stehen!“

Der Kopf hob sich. Ein seltsamer Blick leuchtete aus den Augen der Frau. Die große Demut war aus ihrer Haltung geschwunden.

„Ach weiß ich alles!“ sagte sie in ruhigem, überlegem Ton.

Der Pfarrer sah sie betroffen an. Wie die Frau da stand! Wie sie ordentlich gewachsen schien, wenn sie sich einmal gerade aufrichtete.

Er wollte etwas sagen, fand aber nicht gleich die rechten Worte.

An der Haustür vernahm man ein Geräusch. Mann und Frau horchten auf. Es war selten, daß am Abend jemand zu ihnen kam, und geschah es, so handelte es sich zumeist um etwas Außergewöhnliches, das in der Gemeinde vor sich ging.

„Herein!“ rief der Pfarrer dröhnend auf ein Klopfen an der Tür.

Der Telegraphenbote!

Die Frau stieß einen lauten Schrei aus. Wahnsinnige Angst schrie aus ihren Augen. Oh, die bangen Gedanken der Nacht wollten zur Wirklichkeit werden!

Der Pfarrer riß das Blatt auf — las es und ließ die Hand, die es hielt, schlaff herabsinken.

„Tot?“ schrie die gequälte Frau und schlug die Hände vor's Gesicht.

„Vielleicht schlimmer als tot!“ sagte der Pfarrer tonlos und las: „Eerst Webling schwer verwundet. Bittet um den Besuch der Eltern.“ Totensille! Die Hände der Frau rangen sich. Entsetzt sah sie ins Leere. Dann sank sie vor dem Schreibtisch in die Knie und warf den Kopf in die Arme.

Der Pfarrer ging auf und nieder im Zimmer — immer an der schluchzenden Frau vorbei. Dann blieb er vor dem Bild seines Sohnes stehen — sah in das schöne, heitere Gesicht des Jungen und erkannte seit langem zum ersten Male wieder die große Nähe zwischen Mutter und Sohn.

Und die Jahre des Glücks standen vor ihm auf. Die Jahre, in denen sein Herz mit tiefer, leidenschaftlicher Zärtlichkeit an Mutter und Sohn gehangen hatte.

Was war denn eigentlich geschehen, daß seine Gedanken sich mehr und mehr abwenden wollten von ihr? Daß er plötzlich so viel Verständnis für die Vorgänge anderer Frauen bekam? Die kleine Frau an seiner Seite war zu einfach geblieben — zu demüthig — zu bescheiden. Das war es. Das war nicht mehr zeitgemäß.

Und er, der allsonntäglich von der Kanzel herab seiner Gemeinde predigte: „Seid einfach —

gehet in Euch. Streift allen Hochmut von Euch ab!“, er selbst hatte es nicht verstanden, das eigene Herz zur Genügsamkeit zu erziehen.

Heiter und vertrauensvoll sahen die Augen seines Sohnes ihn an. Der lag nun irgendwo in einem Lazarett in furchtbaren Schmerzen, vielleicht verstümmelt — oder tot — oder — was schlimmer war, fürs ganze Leben ein Krüppel! Ein wilder heißer Schmerz quoll in des Pfarrers Brust empor. Dicht neben ihm lag die Mutter, und ihr Körper zuckte in wildem Schluchzen. „Leib“ hob er sie auf — legte ihren Kopf an seine Schulter.

„Kommt, wir wollen zur Reise rüsten!“ — Sie wollte sich seiner Umarmung entziehen, aber er preßte sie fester an sich. Er deutete auf das Bild seines Sohnes.

„Unser Junge!“ sagte er leise. „Dein und mein Kind! Laß uns zusammen tragen, was auch kommen möge! Mein Herz hat auf böse Wege gehen wollen. Nun aber ist es zurückgerissen. Dein Kind, Dein Junge hat mich zurückgeführt. Verzeih mir alles!“

Und als sie schwieg, fuhr er mit fester Stimme fort: „Eine Ahnung lebt in mir, daß wir ihn lebend treffen werden — daß wir ihn retten können, wenn wir mit vereinter Liebe alles tun, was in unseren Kräften steht. Sieh, ich war ein Mensch, der der Sünde verfallen wollte — ich gestehe es ein! Nun aber bin ich gerettet. Für immer gerettet! Glaube wieder an mich. Um der Liebe zu unserem Jungen willen bitte ich Dich: Glaube wieder an mich!“

Die Stimme bebte — der Kopf senkte sich. Da legte die kleine Frau ihm beide Hände um den Hals.

„Ach liebe Dich!“ sagte sie unter Schluchzen. „Gib mir!“

Er küßte den Mund, um den sich so viele Fältchen gezogen hatten — küßte ihn heiß und inbrünstig.

„Laß uns beten!“ Und ihre Hände schlangen sich ineinander, und beider Blicke waren fest auf das Bild gerichtet, aus dem ihnen das heitere Antlitz ihres Sohnes entgegenstrahlte.

Ablösung im Hochgebirgskrieg.

Die Erfolge der Oesterreicher in Tirol lassen die nachfolgende uns zugehende Schilderung eines Teilnehmers an den vorjährigen Kämpfen in den Dolomiten zeitgemäß erscheinen.

Früh um fünf rasselte mein Tageswecker und weckt uns aus süßen Träumen. Schnell springen wir auf; ist doch heute früh uns Neulingen ein ereignisreicher Tag, da wir zum ersten Male in die vordersten Stellungen hinauf sollen, um unsere Kameraden, die schon seit Wochen da oben in Schnee und Eis hatten, abzulösen.

An dem Brunnen vor unserem Quartier, das wir in der leerstehenden Wohnung des eingezogenen Ortsarztes dieses kleinen südtiroler Dörfchens aufgeschlagen haben, nehmen wir schnell die erquickende Morgenwäsche vor und eilen dann auf die Wieße hinter dem Galtthale „Edelweiß“, wo uns unsere Feldküche mit einem gehörigen Schluck heißen Kaffees, freilich ohne Milch und Zucker, versorgt.

Der Vormittag vergeht mit der Verwillkündigung unserer Ausrüstung. Nach wird dann das Mittagessen verzehrt, und um 12 Uhr steht unsere Abreise abmarschbereit vor der „Kanzlei“.

Unter Führung des Gefreien marschieren wir ab. Ein aufrengender Marich von fünf bis sechs Stunden auf steilen Wegen steht uns bevor. Aber unser Gepäck wird uns wenigstens den ersten Teil des Weges nachgefahren, was bei der hier unten im Tal herrschenden Wärme sehr angenehm ist.

Zunächst geht es durch den Ort. Hinter der Kirche, auf einer Wieße, rasten zur Arbeit aus weiter Ferne herangezogene russische Gesangene und vorzehrten ihre Mittagsmahlzeit.

Ein schön bewaldetes Tal, eingerahmt von zerklüfteten Dolomitbergen, nimmt uns auf. Ueberall sind österreichische Armierungstruppen eifrig damit beschäftigt, die Straße auszubessern.

Bei einem kleinen Kapellchen, das als Verbandsplatz dient, machen wir nach ungefähr einer Stunde die erste Rast und warten auf die Wagen mit unserem Gepäck, denn von hier an wird der Weg steiler, und die Wagen müssen stellenweise geschoben werden. Bald brennen die Pfesen, und der blaue Rauch kräuselt sich unter den Wipfeln der Fichten.

Nach dem Eintreffen unserer Wagen brechen wir wieder auf. Nun ist das Ende des Tales erreicht, wo wir mitten im Walde wiederum auf ein Lager gefangener Russen stoßen.

Von links her mündet ein schmales, von einem reizenden Gebirgsbache durchflossenes Tal, das im Hintergrund von einem gewaltigen, schneebedeckten Gipfel abgeschlossen wird. Ueber diesen Berg zog sich im Frieden die österreichisch-italienische Grenze, und heute noch stehen dort oben die l. u. r. Truppen und verteidigen heldenmütig die Zugänge zum heiligen Land Tirol.

Durch das andere Tal, das sich von rechts abzieht, führt unser Weg; er ist eingerahmt von Bergen, auf denen sich unsere Stellungen hinziehen, und mit dem Glase kann man schon unsere Unterstände oben am Grat erkennen. Wir haben also noch ein ganz gehöriges Stück zu steigen, um da hinauf zu gelangen.

Der Weg wird schlecht und stellenweise sehr steil; die Maultiere müssen ordentlich ziehen und wir kräftig schieben. Der Wald wird lichter und hört bald ganz auf, vor uns liegt ein ides Hochtal. Zwei Offiziere holen uns hier ein und befehlen wegen des lehmigen, schlechten Weges das Abladen der Wagen. Von nun an muß jeder sein Gepäck selbst tragen, keine leichte Sache bei einer Bevachung von 65 Pfund. Einige österreichische Maulknechte mit hübschen kleinen Tragtieren überholen uns. Ohne diese braven, unermüdlichen, vierbeinigen Gesellen könnte man einen derartigen Gebirgskrieg überhaupt nicht führen.

Auf steilem, nach drei Seiten isoliertem, etwa 50 Meter hohem Felsen liegt am Walde das Rifugio T der Societa degli alpinisti Tridentini, eines bei Kriegsausbruch von der l. und r. Regierung aufgelösten Alpenvereins. Das Rifugio ist ein einfacher, zweistöckiger Steinbau und beherbergt jetzt unsere Fernsprechkentrale. Hier an der Schneegrenze wird wieder haltnacht; unsere Karabinerpyramiden stehen schon im Schnee.

Auf zwar breitem, aber stark angeweidetem und von den Saumtieren arg zertretenem Wege fraßeln wir nun in kurzen Serpentina den steilen Gang hinauf. Vor dem Krüge befand sich hier nur ein ganz schmaler Schmutzpfad, die ganzen Wegeanlagen entstanden erst nach Kriegsbeginn.

Links wird auf einem felsplateau eine Seilbahn gebaut, größtenteils durch russische Gefangene. Von diesen erzählt man sich eine niedliche Geschichte:

Vor einigen Wochen wurden die unten in den Ruheständen liegenden Truppen plötzlich alarmiert, weil etwa 130 hier oben beschäftigte Russen ausgerissen wären. Man traf Vorkehrungen, um sie wieder einzufangen, indessen klärte sich die Sache rasch zur allgemeinen Zufriedenheit auf. Eine verirrt italienische Granate war auf jenem Plateau freigelegt, dicht bei den dort arbeitenden Russen, und diese, wenig erbaut von dem Graue ihres teuren Bundesgenossen, waren Hals über Kopf nach allen Himmelsrichtungen auseinandergeflohen. Abends jedoch, als sich der Hunger bei ihnen meldete, fanden sich nacheinander alle vollzählig wieder in ihrem Lager ein.

Nach dreiviertelstündigem, anstrengendem Steigen erreichten wir einen großen Talfehl, der rings von Bergen eingeschlossen ist. Unten in seinem Grunde liegt ein kleiner, zugeworfener See. Auf einer Halbe hinter uns steht eine Batterie, die indessen auch mit dem Glase kaum zu erkennen ist. Am Osthang dieses Kessels führt uns abermals ein

steiler Weg in einer halben Stunde auf ein großes, leicht gewelltes Schneefeld, das sich bis zum S.-Passe hinzieht, rechts und links von dem sich unsere Stellungen befinden.

Alle Wege sind infolge der Spuren im Schnee gut zu erkennen; am Passe befinden sich große Unterstände, die bis 60 Mann fassen, schöne Hütten für kommende erdliche Zeiten.

Rechts auf einer flachen Kuppe liegt ein kleines Gebäude, das sich später als Küche entpuppte; von dort kommt uns ein singender, jubelnder Trupp entgegen, die Leute, die wir heute ablösen.

Bei einer Wegkreuzung erwartet uns ein Feldweibel und verteilt uns auf die einzelnen Feldwachen. Ein Teil von uns wandert weiter dem Passe zu, wir andern steigen zur Küche empor, die, weil bei ihrem Bau rohe Marmorsteine mitverwendet wurden, den stolzen Namen „Marmorküche“ führt. Wir erhalten dort etwas heißen Kaffee, der uns trefflich mundet, da es inzwischen recht kühl geworden ist.

Der Blick aus dieser Höhe von etwa 2600 Meter ist unbeschreiblich schön, obwohl der Himmel nicht mehr ganz klar ist; besonders im Süden, in der Richtung des Feindes ist es recht dunstig. Kein Wunder, macht doch Cadorna einem öfter blauen Dunst vor. Alle die wunderbaren Dolomitberge, von früheren Wanderfahrten so altvertraut, reden rings in der Runde ihre Gipfel zum Abendhimmel empor. Die Stimmung ist gar friedlich; man vermag sich nicht vorzustellen, daß wir uns mitten im Kriege, unmittelbar vor dem Feinde befinden. Nur ganz selten erdröhnt irgendwo ein Schuß, aber dann bricht sich der Schall auch tausendfach an den Wänden und Gipfeln.

Indessen ist zum Naturschwärmen und Philosophieren jetzt keine Zeit; die rauhe Gegenwart verlangt ihre Rechte.

Unter der Führung eines Mannes von Feldwache Ia, der hier das Abendessen für seine Kameraden hinausholt, brechen wir auf. Unser Führer trägt in der einen Hand den gefüllten Kaffeeimer; da er sonst kein Gepäck hat, nimmt er uns einen Teil des unrigen ab. Der Weg ist sehr schmal und nicht ungefährlich, bei Nacht sogar ungangbar; wenn man hier abstrift, rutscht man glatt die 300 Meter bis zum See hinunter. Unser Weg führt auf der dem Feinde abgewandten Seite des Gipfelsammes entlang, immer 40 bis 50 Meter unter dem Grat, auf dem die Leute zu den Feldwachen II und Ia marschieren. Wir Angeübten rutschen ein paarmal aus und fallen, aber auch der Kaffeeimer zeigt öfter große Lust, sich von seinem Inhalt zu trennen. Indessen wird er stets im rechten Augenblick eines Besseren belehrt und wieder festrechtig gestellt.

Pfögllich ertönt ein Schrei vom Grate herunter, und eine dunkle Masse rollt etwa 50 Meter vor uns von oben herab, schlägt einige Male auf dem Boden auf und bleibt schließlich dicht am Wege liegen. Es ist ein Mann von Feldwache II, der hier abgestürzt ist. Während unser Führer zur Küche zurückeilt, um die Kranenträger zu holen, reinigen wir anderen den Verunglückten, so gut es geht, von Blut und Schmutz und verbinden ihm mit unseren Verbandpäckchen die heftig blutenden Kopfwunden. Er ist bei voller Besinnung, klagt aber über heftige innere Schmerzen. Nach einer halben Stunde kommen die Kranenträger mit unserem Führer und einer Bahre zurück, laden den leise stöhnenden Verunglückten auf und tragen ihn möglichst vorsichtig zum Verbandsplatz zurück, während wir, erschüttert durch dieses plötzliche Ereignis, schweigend unseren Weg fortsetzen. Der Gebirgskrieg fordert durch Abstrift stellenweise mehr Opfer als durch feindliche Geschosse; auch alle so Verunglückten sterben für ihr Vaterland in reuester Pflichterfüllung und Ausopferung. Trotz sorgfältigster Pflege starb unser Verunglückter nach acht Tagen im Lazarett zu B. an den Folgen eines Schädelbruchs und innerer Verletzungen.

Wir berühren die in einer Scharte liegende Feldwache I, unterhalb der sich ein paar Mann im Schneeschlaußen üben. Von hier aus ist der

letzte Teil des Weges auf dem Nordhange sehr steil und vereist; wir ziehen es deshalb vor, trotz der Gefahr, von ihm beschossen zu werden, durch die Scharte auf die dem Feinde zugewandte Seite zu klettern. Ein Schneefeld wird überquert, auf dem wir den Italienern ein prächtiges Zielobjekt boten, das sie sich sicher nicht hätten entgehen lassen, hätte die Abenddämmerung uns ihren Augen nicht schon ein wenig verhüllt. Wir erreichen den kleinen, ungefähr 50 Meter langen Schützengraben unserer Feldwache, der in den Schnee hineingegraben ist, und stehen plötzlich vor unserem Unterstande. Er ist an den Grat angelehnt, natürlich auf der dem Feinde abgewandten Seite, nur wenige Meter unter dem 2800 Meter hohen Gipfel. Auch ein Maschinengewehr ist hier oben eingebaut.

Nach erfolgter Begrüßung mit dem Feldwachenhabenden, einem Oberjäger (der später einer jerbüchigen Kugel zum Opfer fiel), wird uns die Gefechtslage erklärt. Unser Grat fällt nach Süden 1000 Meter steil in ein Tal ab, auf dessen Grunde sich zwischen den Ruinen von uns zerstörter Häuser die italienischen Schützengräben hinziehen. Mit dem Glase kann man die Kugelmacher auch ganz deutlich in ihren Gruben erkennen. Auf dem gegenüberliegenden Grabe befinden sich feindliche Feldwachen und Beobachtungsposten. Etwa einen Kilometer rechts von uns ziehen sich unsere Stellungen vom Grate herunter ins Tal und klettern dann am jenseitigen Hange wieder hinauf, so daß sie hier ungefähr einen rechten Winkel bilden.

Während wir einen Teil unserer Abendmahlzeit verzehren, bricht die Nacht herein, und nach kurzer Zeit funkt über uns ein herrlicher, winterlich-klarer Sternenhimmel. Ringsumher herrscht feierliches Schweigen und tiefe Dunkelheit. Nur ab und zu steigen am Passe Leuchtflugel auf und erhellen für Bruchteile von Minuten geisterhaft die schweigenden, tief verschneiten Gipfel.

Es wird empfindlich kalt, und da wir vorläufig noch nicht auf Posten zu ziehen haben, so begeben wir uns in den kleinen, warmen Unterstand, der von nun an für längere Zeit unsere Wohnung sein sollte. Allzu lange dauerte freilich dieser trügerische Frieden nicht, bald genug lernten auch wir den Ernst und die Furchtbarkeit des Gebirgskrieges kennen.

Ein Blindgänger, der doch zündete.

Ein Kriegserlebnis.

Von Gustav Schlipföter, z. B. im Felde.

Unsere Kompanie lag in den heißesten Sommertagen in einem oberelbäsischen Dörfchen in nächster Nähe der Front. In dem Hühnerstall des ehrjamen Dorfschneiders hatten wir zu 16 Mann Quartier bezogen und uns so gut eingerichtet, wie es die Verhältnisse erlaubten. Die verschiedensten Künsthlerhände waren an allen Wänden emsig tätig gewesen, und wohl kein fremder Besucher hätte erraten, welchen Wohnort unsere „Villa Kattenburg“ früher gedient hatte.

Am Sonnabendabend wurde bei der Parole der Befehl zum Besuch des Feldgottesdienstes befannt gegeben. Für uns Protestanten war der Abmarsch auf 9 Uhr festgesetzt. Mit großer Freude wurde diese Nachricht aufgenommen; denn einen Feldgottesdienst unter freiem Himmel hatten wir bis jetzt noch nicht mitgemacht. Das mußte ja etwas Hochinteressantes sein! Manche lebhaftes Pantasie malte sich das neue Kriegsbild schon in den schönsten Farben aus. Die Stimmung war recht angeregt; denn es kamen verschiedene Glaubens- und Kirchenfragen zur Besprechung. Nur Kamerad Wischer machte seinem Varger in allen Tonarten Luft über den gebräuchlichen Kirchgang, der uns wieder die schönsten Sonntagstunde raubte. „Was nützt es“, rief er ärgerlich, „das kann mich auch nicht besser machen als ich bin.“ Mehrere Kameraden wiesen ihn in die Schranken und er-



mahnenden ihn, an den Ernst der Zeit zu denken. Ich gab ihm noch zu verstehen, daß Gott der Herr ihn für seine Gottlosigkeit bestrafen könne. Da antwortete er mir: „Hör, Schulmeister, ich bin kein Kind mehr, verschone mich mit solchen einfältigen Ermahnungen. Mein Vater glaubt weder an Gott noch Teufel, und ich bin geradezu erzogen worden. Wenn ich gestorben bin, ist eben alles aus. Eins sage ich dir nur, zum Gottesdienst gehe ich nicht. Ich mache einen feinen Spaziergang durch die Felder. Dort kann ich den Sonntag schöner verleben. Und nun gute Nacht!“ Alles Zureden und Einreden, doch wenigstens dem Befehl zu gehorchen, blieb erfolglos. Wischer blieb dabei: „Zum Gottesdienst gehe ich nicht, ob's befohlen ist oder nicht, das ist mir ganz Wurst.“ Da ließen wir ihn in Ruhe und legten uns auch aufs Ohr. Mir tat der Nerven, der so ohne Glauben an Gott und ohne Hoffnung an ein ewiges Leben in den Tag hineinlebte, recht leid. Zugleich erkannte ich aufs neue, wie tief der Mensch durch eine religionslose Erziehung sinken kann. An diesem Abend mußte ich meinem treuen Gott ganz besonders dafür danken, daß er mir fromme Eltern gegeben hatte, die mir den Weg des Lebens zeigten und vorlebten.

Der Sonntagmorgen erwachte in voller Sommerpracht. Blutrot lugte die Sonne hinter den dunkeln Schwarzwaldbergen hervor und vergoldete zunächst die höchsten Kämme mit ihrem leuchtenden Schein, um dann nach und nach ihre Fäden bis in die tiefsten Täler zu spinnen. Auch in unser dumpfes Quartier sandte die segnende Himmelskönigin einige lichte Strahlenbündel und weckte mit goldenem Rausche die Schläfer. Einer nach dem andern treck durch die niedere Tür ins Freie, um sich des herrlichen Morgens zu erfreuen. Auch ich stand bald auf dem Hofe, redete und streckte mich und rief meinem Freund Josef, der schon seine Morgentoilette am plätschernden Bach vollendete, zu: „Wie ist doch die Erde so schön, schön, das wissen die Vögelchen!“ — „Und wir Feldgrauen auch,“ gab er zur Antwort, dann sang er froh in die strahlende Welt hinaus:

„Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom uner schöpften Lichte,
Schieß' uns diese Morgengzeit
Deine Strahlen zu Gesichte
Und vertreib' durch deine Macht
Unsere Nacht . . .“

Still faltete ich die Hände, und wie ein heiliges Gebet zitterte es durch meine Seele. Noch nie trat mir die tiefe Poesie dieses Liedes so klar vor Augen, wie an diesem Morgen. Doch nun war's Zeit zur Reinigung des Körpers! Als ich noch im kühlen Bachbett plantschte, kam Freund Wischer hinzu, das Pfeifchen im Munde und fix und fertig im Sonntagsstaat. Nach dem Morgengruß klopfte er mir vertraut auf die Schulter und sagte: „Sieh! Schulmeister, was für ein schöner Morgen heute ist! Jetzt gehe ich durch die herrliche Natur und singe ein Liedchen ganz still für mich. Nachher lege ich mich ins Feld, zünde mir ein Pfeifchen an, schaue in den blauen Himmel hinein und träume von der Heimat. Glaub' mir's nur, dann bin ich der glücklichste Mensch auf der weiten Erde! Ist das nun nicht viel vernünftiger, als den Feldgottesdienst zu besuchen?“ Ich bat ihn nochmals eindringlich, doch zu bleiben, da er sich strafbar mache und unter Umständen schwer büßen müsse. Ein wahrer Soldat müsse jedem Befehle Folge leisten, ob er ihm angenehm sei oder nicht. Auch könne ihn Gott der Allmächtige für seine Verstocktheit schwer bestrafen. Doch alle diese Ermahnungen prallten an seltsamen Herzen ab. Er schlich von dannen, und wir andern gingen eine Stunde später in geschlossener Kolonne zum Gottesdienst.

Doch am Mande eines Waldes, mitten im rotblühenden Kleefeld, waren schon mehrere hundert feldgraue Krieger versammelt. Unter einer mächtigen

Buche stand der Altar, ein rohgezimmertes Tisch, mit einem schwarzen Tuch belegt und mit dem Kreuz der Liebe geschmückt. Immer mehr Zuhörer strömten von allen Richtungen herbei: Infanteristen aus den vordersten Schützengraben, Pionierleute aus den Reservebestellungen, Artilleristen aus den Batterieständen und Artilleriegruppen aus den nahen Dörfern. Alles wettergebräunte, feste Gestalten! Schweigend und ernst stellten sie sich im Viered auf, fromm und still falteten sie die Hände und beteten andächtig zum Höchsten. Mir lagte das Herz vor Freude, als ich diese Männer sah mit dem festen Tritt, den ruhigen Blicken und den ersten Gesichtszügen. Jeder schien mir ein Held! Ja, man merkte es ihnen allen an, daß sie für eine heilige Sache kämpften, für Weib und Kind, für Heimat und Vaterland, für Ehre und Gerechtigkeit!

Die Offiziere stellten sich in der Nähe des Altars auf. Der Felddiakon teilte die kleinen Lieberhefte aus, und dann trat der Feldprediger in feldgrauer Uniform, mit der silbernen Amtskette um den Hals



Das neu enthüllte Robert Koch-Denkmal in Berlin.

und der weißen Binde am Arm, an den Altar, um kniend sein Gebet zu sprechen. Auch dieser Mann war ein Held, das bewies das schwarz-weiße Ordensband in dem Knopfloch, das bewies er uns auch bald durch sein Wort und seine Tat. Und nun begann die Feier zur Ehre Gottes unterm strahlenden Himmelsblau, unterm gleißenden Sonnengold.

Nach dem Gebet sang der Männerchor unseres Armierungsbataillons. Ernst und feierlich klangen die volltönenden Stimmen zum Himmel empor und formten die Melodien zu einem harmonischen Ganzen. Wohl noch nie sang ich mit solch einer Wärme wie an diesem Sonntage.

Und dann hielt der Feldgeistliche seine ergreifende Predigt über das Apostelwort: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit!“

Ja, dieses Wort paßte so recht für uns Kriegerleute, und weil es voll Kraft und Herzensliebe ausgelegt wurde, drang es in alle Herzen. Ich sah starke sturmerprobte Männer tränenden Auges glaubensfest aufwärts schauen. Doch was war das? Ein dumpfer Knall, ein sauseses Siffen über unsern Köpfen. Eine feindliche Granate war's, ein Blindgänger, der nicht weit von uns einschlug.

Die alten Krieger kümmerten sich nicht um das pfeifende Geschöß; fest und still standen sie, ohne mit der Wimper zu zucken. Wir Jungen aber fuhrn unwillkürlich zusammen, duckten uns zum Schutz und schauten ängstlich und verwirrt drein. Als wir jedoch den ruhigen Blick des Pfarrers sahen und seine glaubensstarken, tröstenden Worte, die das soeben Erlebte geschickt anwandten, hörten, da wurden auch wir gefasster und tapferer. Die Franzosen störten uns an diesem Morgen nicht mehr, und sowohl der Gottesdienst als auch die nachfolgende Feier des heiligen Abendmahls konnten ohne Störung beendet werden. Doch ein gemeinames Lied sangen wir nicht mehr. Manche Bekannte und Freunde begrüßten sich nach dem Gottesdienst, und dann zogen die einzelnen Gruppen wieder in ihre Stellungen zurück.

Ich schlich mich seitwärts in die Felder, um auf einem Umwege — an dem munteren Bächlein entlang — den Heimweg anzutreten und die Fülle und Farbenpracht der sommerlichen Natur auf mein Gemüt wirken zu lassen. Wogende Kornfelder und blumige Wiesen wechselten miteinander ab. Kornblumen und Klatschmohn leuchteten zauberhaft aus dem Aehrengeißel. Blau-rot-gelb: des Sommers Wappen, überall war's zu sehen. Still zufrieden und glücklich wanderte ich weiter und konnte nicht begreifen, daß Krieg und Tod in nächster Nähe lauerten und soviel Leid und Elend schufen. Eine Gestalt weckte mich aus meinen Träumen. Als ich näher herzutram, erkannte ich einen Feldgrauen, der am Begrain saß und wohl auch die Stille und Einsamkeit ausgesucht hatte. Jetzt stand er auf. Ich traute meinen Augen kaum, das war ja mein Kamerad Wischer. Ich eilte auf ihn zu, um jedoch im nächsten Augenblick wieder erstaunt stehen zu bleiben. Oh, wie sah der Kerl aus! „Zunge, der Spaziergang ist Dir aber schlecht bekommen! Da wärst Du doch besser mit uns in den Gottesdienst gegangen,“ scherzte ich. Er gab keine Antwort.

„Franz, was ist denn los? Du siehst ja aus wie eine abgeleckte Käsebutter!“ fuhr ich fort, als er noch immer nicht antwortete. „Oh, sei still davon,“ bat er leise. „Gib mir ein Pfefferminz, wenn Du eins bei Dir hast. Mir ist etwas Wunderbares passiert.“ Dann zeigte er mit der Hand auf die nahe Wieje mit den vielen Talerblumen und erzählte weiter: „Siehst Du, da unter jenem Apfelbaum lag ich, und dort, etwa zehn Schritte weiter, fiel die Granate nieder.“

Ich ging hin und besah mir das gewaltige Geschöß, das sich tief in den Boden gehohlet hatte: „Ja, Schulmeister, es' ist ein Blindgänger, und das war mein Glück. Sonst wäre ich jetzt maujetot. Aber der Schrecken, der mir in die Glieder gefahren ist, als das Ding einschlug und die Erde herumsprikte, den kann ich Dir nicht beschreiben. Mir ist jetzt noch ganz schlecht.“ Ich nahm ihn mit an den Bach und reichte ihm einen frischen Trunk. Dann setzte ich mich auf seinen Wunsch noch ein Weilchen nieder, und nun erzählte er mir, daß er jetzt wieder an Gott glaube und stets treu zur Kirche gehen wolle. Er habe den Fingerzeig Gottes erkannt und seine Liebe gespürt, die ihn heute wieder gnädig bewahrt habe. Ich sollte aber niemand etwas von diesem Geschehnis sagen, da er sich schäme und die andern Kameraden ihn auslachen würden. Das versprach ich ihm gerne und redete noch eine Weile mit ihm über Gottes große Vaterliebe und Güte. Still gingen wir alsdann heim. Am Nachmittag gruben die Pioniere den Blindgänger aus, und wir besahen uns den eisernen Zuckerkhut von 15 cm Durchmesser, 60 cm Größe und 80 Pfund Schwere. Ich aber dachte bei mir: Die Granate war ein Blindgänger, aber sie traf gut und zündete in einem Menschenherzen.

Die Lebensreform im Schützengraben.

Von Fritz Herse.

In einer stillen Weinstube — erzählt ein Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“ — traf sich ein aus dem Felde beurlaubter Schriftsteller mit einem befreundeten Arzt. Er bestellt einen leichten Mojel und zündet sich, nachdem man angestoßen und den ersten Schluck getrunken hat, eine Zigarre an: „Man sah ihm an, daß der Genuß einer Zigarre für ihn etwas Wesentliches geworden war.“ Von seinen Erlebnissen mag er aber nicht sprechen. Oder doch — er hat inzwischen, nach ein paar Sätzen, die Gläser zum zweiten Male vollgeschenkt — von einem Erlebnis wenigstens will er dem Arzt erzählen. „Eine mächtige Tabakswolke wurde zur Zimmerdecke emporgebläht, und ein kurzer Augenblick der Besinnung folgte.“

Wir sind nun auch gespannt, denn vorläufig scheinen uns die Weinstube und der Mojel, die zum wesentlichen Genuße gewordene Zigarre und die Tabakswolke eher auf alles andere denn auf die in der Ueberschrift verheißene „Lebensreform“ hinzudeuten.

Also: mit seiner Gesundheit stand's doch vor dem Krieg „laufig“; jetzt verträgt er die unglaublichsten Dinge: wenn früher im „Lokal“ Zug war, hatte er „sofort etwas weg“; jetzt und auch schon während der Ausbildungszeit in der Garnison konnte er bei jedem Wetter auf jedem erdenklichen Erdboden herumliegen und bekam nicht einmal den Schnupfen. Nach den schwersten Strapazen war er, ausgeruht, frischer als im Frieden. „Anpassung“ erklärt ihm der Arzt. Der Seemann, den eine Sturzsee bis auf die Haut durchnäßt, kann sich auch, ohne Lungenentzündung zu bekommen, stundenlang vom Sturm durchwehen lassen; denn „seine Haut ist immer und ewig in der scharfen Seeluft einem herben Luftbad ausgesetzt. Dadurch wird sie so gezüchtet, daß sie die Körperwärme unter den schwierigsten Umständen festzuhalten vermag.“

Dem Feldgrauen leuchtet aber deswegen noch nicht ein, daß das Liegen auf dem nassen Erdboden ebenso stählend und gesund sein sollte wie die Seeluft. Jedoch der sachkundige Freund weiß ihm seine größere Widerstandsfähigkeit gegen früher verständlich zu machen. Beim Stillsitzen am Schreibtisch verkümmert das Herz, weil es nicht durch Muskeltätigkeit in kräftiger Bewegung gehalten wird, und der ganze Mensch wird schwach,

weil das kümmerliche Herz die Organe schlecht ernährt. Leben ist Bewegung — das weiß doch auch

Deutsche Heimat.

Von Georg Finke.

Abend. Alle Stimmen schweigen.
Auf die Höhen will ich steigen,
Wo der Atem freier quillt.
In die Ferne will ich schauen,
Will dir stille Tempel bauen,
Deutsches Land mit deinen Gauen —
Sieh! Schon seh' ich Bild auf Bild.

Wipfelwiegen weiter Wälder,
Segenvolle Saatenfelder,
Wiesengrün und Fintenschlag;
Blaue Berge, klare Duellen,
Wanderlustige Gesellen,
Und am Himmel hoch die hellen
Wolken. — Deutscher Feiertag!

Und nun hör' ich's wieder rausen
Wie ein donnerdunkles Brausen,
Hell gemischt mit Hammerschlag.
Laufend Schrote seh' ich rauchen.
Ist ein Rischen und ein Hauchen!
Mäder rollen. Essen pfauchen —
O du deutscher Werkeltag!

Ah, wohin ich immer läße,
In die Ferne, in die Nähe, —
Sch' nur dich, mein Vaterland!
Alles drängt sich mir zu Füßen,
Mir die Fremde zu verfluchen.
Ist ein Winken und ein Grüßen
Haus bei Haus und Hand bei Hand!

Steh noch lange wie beklommen,
Hat den Atem mir benommen.
Weiß nun wieder, was ich bin.
O du wunderbares Wesen!
Deutsche Heimat! Leib und Leben,
Alles hast du mir gegeben —
Komm, o komm und nimm mich hin!

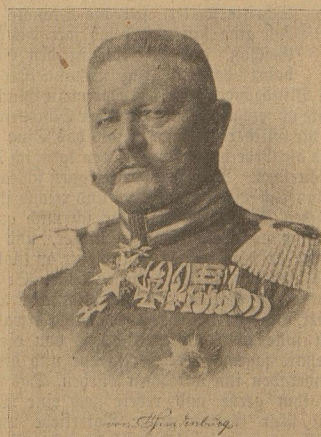
der Freund? „Wie man so etwas weiß. Als allgemeine Phrase.“ — „Es ist aber trotzdem eine

Wahrheit. Stillstand läßt auch die Muskeln und mit den Muskeln auch die inneren Organe verdorren. Als Du mobilisiert wurde, wurden durch den militärischen Drill zugleich alle Deine Lebenskräfte mobilisiert. Das Freiluftleben kam hinzu, und so konnte Du mit einem Mal Bäume ausreizen. Wasche Deinen Körper täglich. Setze die nackte Haut der Luft aus. Turne die Muskeln durch. Dann wirst Du auch im Frieden gesund.“ Weil der Körper ein Organismus ist, in dem alle Dinge miteinander zusammenhängen, muß natürlich auch das Gehirn erschlaffen, wenn Muskeln und Herz nicht kräftig bleiben.

Der Schriftsteller versteht, was er hieraus für seine zukünftige Friedensarbeit lernen soll; darum: „Prost! Trinken wir einen Schluck auf die Kenntnisse eines Kulturmenschen von seinem eigenen Körper.“ Und er faßt den löblichen Entschluß (an dessen Stelle man freilich noch eine etwas zweckmäßigere Nutzenanwendung erwartet hätte): „Wenn ich zurückkomme, hebe ich in meinem Garten einen Schützengraben aus. Jedesmal, wenn ich schlapp werde, soll er mich an meine Kraft erinnern. Und dann springe ich in meinem Arbeitszimmer wie auf dem Käjernenhof herum. Wollen wir auf diesen lobenswerten Entschluß eine zweite Flasche trinken?“ — „Der Zweck heiligt das Mittel“, sagte der Arzt und goß den Rest hinter die Binde.

So sehen wir in diesem Gechichtchen zwar angedeutet, wie wirklich ein Stück „Lebensreform“ aus den Erfahrungen im Schützengraben in die Friedenszeit hinübergereitet werden kann. Aber ist es nicht schade, daß der Arzt, der dem Feldgrauen den Segen einer — naturgemäßen Lebensweise so anschaulich zu erläutern wußte, sich die günstige Gelegenheit entgehen ließ, um den gelehrigen Freund auch auf die ihm selbst doch nicht unbekannteren engen Beziehungen zwischen Alkohol und Tabak und Gesundheit und Widerstandsfähigkeit von Herz und Gehirn und anderen Organen aufmerksam zu machen und ihn daraus selbst seine Folgerungen ziehen zu lassen? Oder hatte er hier doch weniger Vertrauen in die Ueberzeugungskraft seiner Verdammtheit, weil die stille Weinstube mit dem funkelnden Mojel und den Zigarren, deren Tabakswolken die Freunde allmählich einzuhüllen begannen, ihm nicht als das geeignete „Milieu“ für solche Belehrungen erschien?

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

BILDNISSE von KAISER WILHELM II und unsere HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt,
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
Wilhelm, Kronprinz
von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz
von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst

✍

Vom Niederrhein nach Vorpommern.
Von Hermann Kiden-Wolgast.

Vom Niederrhein, wo ich geboren wurde und aufwuchs, führte mich das Leben nach Vorpommern, meiner jetzigen Berufsstätte, und hin und her zwischen diesen Zielpunkten trieben mich mannigfaltige Reisen. Bei jeder Reise aber wurde stärker in mir das Gefühl, einen Anschauungsunterricht gewaltigster Wucht zu erleben über meines Volkes Dasein und Zukunft. Am Niederrhein das Drängen der Menschennationen, zum Teil auf Pläzen, wo vor kaum einem halben Jahrhundert noch öder Wald und Heide war. In Vorpommern weite Flächen menschenleer, ohne Haus und Baum, nur von Korn überausst, mit Zuckerrüben gepflückt — oft genug an Stellen, wo vor Jahrhunderten, ja Jahrzehnten noch Bauernheime standen.

Aber gleich ist auf beiden Gebieten: der Deutsche wird verdrängt vom Ausländer überall, wo es sich handelt um schwere Arbeit der Arme und Hände, zumal ums Schaffen in und auf dem Lande und mit Erdmassen. Das Strafen und Graben bauen der rheinischen Großstädte, das Kohlenhauen im Bergwerk, das Erzgraben auf den Hochöfen — dazu nahm man immer mehr die Italiener, Polen und Südslaven, und man pries es noch, daß der „kulturell höher stehende Deutsche“ sich zu diesen „niedrigeren“ Arbeiten der Fremden bediene. Genau so ist's in Pommern auf den großen Gütern, ja bei den größeren Bauern: was draußen arbeitet, ist in der Mehrzahl nicht mehr einheimisch deutsch, sondern weit aus östlicher Ferne hergeholt. Langsam nehmen sie das Land ein, wartend des Augenblicks, da sie die dünne Herrenschicht verjagen können. Dieser Krieg sollte es ja schon eigentlich so weit bringen; hatten wir doch jahrelang das fremde Jungvolk hier in Deutschland zu kräftigen Soldaten unserer Feinde herangezogen.

Solches geschah zu einer Zeit, da der Kinderreichtum der Deutschen unheimlich sank. Viele wagten nicht, deutsches Leben neu um sich sprossen zu sehen; die Kinder sollten doch die „Kulturhöhe der nicht mit Händen Schaffenden“ erhalten. Ein Sohn, der im Lande grub oder Erz im Schacht sprengte, „war ja nichts“; Stehfragen, Manschetten und Bügelhosen — ohne das ging's nun einmal nicht!

Je mehr meine Heimat sich füllte mit fremden Handlangern, um so unwohler fühlten sich unter

diesen die deutschen Arbeiter; je öder Vorpommern von Deutschen wurde, um so mehr trieb's auch die zurückgebliebenen weg von dem entfremdeten Vaterland — so weit es ihnen je eins war.

Mit ungeheurer Wucht stößt uns der Krieg wieder auf das Land hin, ja, in den Boden hinein: Sieh, hier ist der Urquell deines Seins, Wehr und Schutz für dich und dein ganzes Volk! Wie die Zeilen einer Predigt aus der Unendlichkeit sieht uns an jede Ackerfurche, die uns Korn und Frucht bringt, jeder Bergwerkstollen, jede Walzstraße für deutsches Eisen, jeder Schützengraben, der den Feind jenseits hält. Deutsche Schaffen da, nervig anpackend, liegen da, auf, im Lande. Jeder weiß es, es muß sein; höchste Ehrensache ist's. Nubeln wir, daß wir's können, auf Boden, den uns der Feind nicht nehmen konnte.

Unheimlicher war der Feind, der in der Friedenszeit uns dem Lande entfremdete. Das frevelhafte Gefühl, Leibesarbeit sei in sich unwürdiger als „Geistesarbeit“, eine Schreiberhand mehr wert als die Faust des Schmiedes oder Ackerers. Der eine Junge auf dem Gymnasium übergalt 6 Brüder auf der Volksschule. Lieber ein Bergwert mit 20 000 Fremden und 20 Prozent Dividende als eins mit 500 Einheimischen, Landeskindern, Kämpfern, das nicht soviel „bringt“. Ein Gut mit 100 Kühen mehr „wert“ als ein deutscher Bauernhof mit 6 Schonen, die für's Vaterland mit Leib und Leben eintreten! — — —

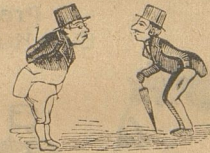
Wenn der deutsche Bauarbeiter, Bergmann, Erzschäufler im Rheinland ein bodenständiges Heim hat, wo er sich nach der Arbeit in behaglichen Räumen, im Grün des Gartens wohlfühlt, nicht den Dunst fremder Menschen in überfüllten Wohnungen einatmen muß; wenn der Pommer wieder möglichst die eigene Scholle bebaut, die ihn in frohem Schaffen auf dem Heimatboden festhält bis in den Tod — dann wird Deutschland unverwundlich in West und Ost. Hoch alle Geistesarbeit die uns zu diesem Ziele führt!

Heiteres

Die Sommerzeit-Uhr. Aus Hall wird den Innsbrucker Nachrichten geschrieben: „Ein Bergbauer las kürzlich in der Zeitung von der Einführung der Sommerzeit. Lange dachte er nach, dann sagte

er zu sich: „Aha, so geah't's!“ Rasch kaufte er sich eine neue Uhr und stellte sie um eine Stunde voraus. Die alte legte er in seine Truhe. „Jetzt bin i froh,“ jagte er, „im September leg i die neue Uhr schlafen, und nimn wieder mei alte, jo tunn gar nit fahlen.“

Zeit zurück. „Es ist nicht so arg,“ erzählte ein Handelsmann in Russisch-Polen, als man von den Räubereien der russischen Soldaten sprach. „In meinen Laden kam auch mal ein Kosak und wollte eine recht große Uhr für den Schützengraben kaufen. Er bestand darauf, für zwei Rubel eine Uhr haben zu müssen, und ich bin doch ganz gut mit ihm fertig geworden, trotzdem ich gar keine Uhren führte.“ — „Wie haben Sie denn da geholfen?“ fragte man den Handelsmann. — „Nun, ich habe ihm eine Küchenwaage gegeben!“ („Jugend.“)



Müller: „Det lobe ic, det keene Hüte mehr nach Deutschland inführt werden dürfen.“
Schulke: „Wojo lobte det?“
Müller: „Na, wir werden uns doch von die andern nicht uff'n Kopp jeben lassen!“ („Klabberadatsch.“)

Rätsel-Ecke

Rätsel.

I.
Man bauet mich aus Stein und setz mit Flügel ein;
Auch bin ich nord'scher Gott und kluger Menschen Spott.
*
II.
Nenne mir den heißen Namen, wohlbekannt bei deutschen Damen,
Den mit einem Buchstab man an die Wand hinschreiben kann.
Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Seinesgleichen.

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.
Berlin SW, Ritterstrasse 50a.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152 63, 152 64 und 152 65.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	1,—
1914er Remicher	1,10
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer-Weine

1908er Gensinger	1,10
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	2,—

Rot- und Bordeaux-Weine

St. Laurent	1,40
1911er Cru du Moulin	1,60
1909er Saint Seurin	1,75
1911er Cru Bayle Soussans	2,—

Als Spezialität empfehlen wir: per Ltr.

Französischer Rotwein	1,75
Obermoseler	1,10
Edenkobener	1,10
Tarragona (rot) portweinhähnlich	2,25

In Korblaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.
In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Gebet des Kaisers
von
Harry Sheff
für eine Singstimme mit Klavierbegleitung
von
Oskar Pask
Königl. Professor und Musikdirektor

Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

Musiknotenmappe mit Notenspult
„Susanne“
(Patent Frau Joachim-Caigneau)
Preis in Calico M. 4.—
zu beziehen durch
Preussische Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Ritter Str. 50.

Kaufe mein Bett.
hochfein rot, dicht Daunenüber, große 1 1/2 Schlaf-Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 20 Rund neuen Salzbäumen, das Gebett M. 38,—, das für Bett mit Daunenbett M. 40,—, feines herrschaftl. Daunenbett M. 45,—, zweifachste Feder jedes Bett M. 5,— mehr. Nichtel, Webt zurück, Bettfedern billig. 2.100, 30.000 Stücken. 1500 Cartons. Bettenfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

Gegen **Hämorrhoiden** ist das Beste **Aphanodan** (ges. Zäpfchen — Salbe, Pulver und Tee. Alle 4 Mittel zus. 10,— M. Porto extra. Gegen Nachnahme. Apotheker F. Pollack, Friedeberg a. Qu.

Derjüst Gebirgs-Wacholderfett
Altweines Blutreinigungsmittel
10 Pfund-Blechkanne M. 7,50
Franko Oberlin
1 Pfund Warenprobe für 80 Pfg.
2.000, 30.000 Stücken.
Laboratorium F. Seiffert, Dillersbach Nr. 52 bei Waldenburg (Schlesisch-Gebirge).

Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstr. 50
Klischees in Autotypie und Stein

Sommersprossen
entfernt nur Crème Any in wenigen Tagen garantiert
Machen Sie einen letzten Versuch; es wird Sie nicht reuen! Frko. M. 270 (Nachh. 2,85). Gold-Medaille London Berlin, Paris, 1882 notariell beglaubigte Dankscr. besitzt hierfür nur d. Apotheke Z. alsornen Mann, Strassburg 91. Els.

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18, — franko.**

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G. m. b. H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter F. . . , Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . , Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . , Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . , Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . , Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . , Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . , Friedberg (Oberbay). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin bezuzulegen.

Dr. A. A. . . , Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . , Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . , München. Bei einem sehr alten Ischiastiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . , Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . , Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . , Koshelm. . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stücken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen. . . .

Dr. N. . . , Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . , Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . , Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . , Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Badekuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Eiseholz, Neufahrn — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68. — Notationsdruck: Wilhelm Greve, Berlin SW 13.